



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Und dabei hat sie noch keine Ahnung von der vierten Konjugation! sagte Herr Polykarp, nachdem er sich vom ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte. Bei sich aber dachte er: Gut! Mag sie wegbleiben! Wer bei der Andria des göttlichen Karthagers an grüne Bohnen, Steinpilze und Preiselbeeren zu denken fähig ist, dem sind die Musen Stein!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Das einige Europa. Mazedonien. Casablanca. Morenga. Der Stuttgarter Sozialdemokratenkongreß und die Kolonialpolitik.)

Endlich scheint „Europa“, das so oft angerufne und ersehnte Europa, als eine Art von einheitlichem Körper wirklich da zu sein. Das Gleichgewicht der großen Mächte — die kleinern Staaten sind aus der Weltpolitik so gut wie ausgeschaltet — macht sich so energisch geltend, und die Gefahren eines europäischen Krieges sind so ungeheuer, daß kein Staatsmann einen solchen riskieren mag, trotz oder vielmehr wegen der riesigen Streitkräfte zu Land und See, von denen der Erdbteil starrt. Was kein Vertrag und kein Friedenskongreß jemals zustande gebracht hat, das haben die militärischen Kraftentfaltungen geleistet, und das alte lateinische Sprichwort: Si vis pacem, para bellum ist in ungeahnter Ausdehnung zur Wahrheit geworden. Dazu kommt etwas andres. Seitdem Italien und Deutschland, die jahrhundertlang die Schlachtfelder und die Siegespreise für die Kriege ihrer Nachbarn abgegeben hatten, sich als geschlossene Nationalstaaten konstituiert haben, ist die äußere politische Entwicklung Europas in der Hauptsache auf Grund des Nationalitätsprinzips zu einem Abschluß gelangt, an dem kein Krieg etwas Wesentliches mehr ändern könnte. Nur da, wo die Nationalitäten zu sehr durcheinandergeschoben sind, haben sich nationale Staatengebilde als unmöglich erwiesen. Den Anfang zur heutigen Ordnung der Dinge bildete der mitteleuropäische Dreibund. Das an sich unnatürliche französisch-russische Einverständnis sollte ihn gewissermaßen ausbalancieren und im französischen Sinne die „Revanche“ für 1870 vorbereiten. Doch tatsächlich legte er Frankreich, das sich allein zu einer solchen immer unfähiger fühlte, an die Kette, da die russische Politik, so deutschfeindlich sie unter Alexander dem Dritten auch war, die Front mehr und mehr nach dem fernsten Osten kehrte und trotz der schönen Redensart, der Weg nach Konstantinopel führe durch das Brandenburger Tor, kein wirkliches Interesse an der Schwächung Deutschlands hatte. Der japanische Krieg und seine Folgen machten für Rußland jede aggressive Politik nach außen vollends unmöglich. Dafür spitze sich der zunächst wirtschaftliche Gegensatz zwischen Deutschland und England, zumal da die Stimmung der Engländer durch die unverständige Parteinahme eines großen Teils der deutschen Presse für die von ihr idealisierten Buren noch gereizter wurde, so zu, daß ein kriegerischer Konflikt nicht ausgeschlossen schien, und das englisch-französische Einverständnis, die „Ententen“, in die England außerdem mit allen möglichen Mächten trat, die vielen Reisen König Eduards, das ganze völlig ungewohnte starke persönliche Hervortreten des englischen Monarchen als des eigentlichen Leiters der auswärtigen Politik Großbritanniens wurden bekanntlich ziemlich allgemein mit einer gegen Deutschland gerichteten „Einkreisungspolitik“ in Verbindung gebracht, bedeuteten jedenfalls, daß England aus seiner

lange beobachteten Zurückhaltung gegenüber den festländischen Verhältnissen entschieden heraustrete und auch an der europäischen Politik einen maßgebenden Anteil zu nehmen entschlossen sei. Hat jene Einkreisungsabsicht jemals bestanden, so ist sie aufgegeben, und selbst der gefürchtete englische Abrüstungsantrag, der ein Vorgehen gegen Deutschland einleiten konnte, ist an die Friedenskonferenz im Haag offenbar nur noch aus Anstandsrückichten und in einer so harmlosen Form gelangt, daß er tatsächlich gar nichts bedeutete und ohne jede Aufregung in der Versenkung verschwand. Die Empfindung für die Solidarität der europäischen Kulturvölker ist eben so stark geworden, daß sie, mag auch hier und da, vor allem in englischen Blättern, wie zum Beispiel in unsrer alten guten Freundin, der National Review, die Hege gegen Deutschland fort dauern, jeden Gedanken, Gegensätze zwischen den einzelnen Staaten mit den Waffen zu entscheiden, ausschließen. Wie dies in einer Reihe von Monarchenbegegnungen während dieses denkwürdigen August, in Swinemünde, Wilhelmshöhe und Fischl, zum Ausdruck gekommen ist, so haben diesen Verständigungsaktionen in diesen Tagen die Ministerzusammenkünfte auf dem Semmering zwischen Mehrenthal und Tittoni und auf Rorderney zwischen Fürst Bülow und dem französischen Botschafter Cambon in Berlin sowie die Begegnung König Eduards mit dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau in Marienbad das letzte Siegel aufgedrückt. Kein Zweifel: alle Mächte wollen heute ehrlich den Frieden und sind entschlossen, dort, wo die Verhältnisse noch nicht fest konsolidiert sind, gemeinsam vorzugehen und sich wegen verhältnismäßig untergeordneter An gelegenheiten nicht zu entzweien.

Schon seit längerer Zeit sind die dort interessierten Mächte, Österreich, Rußland, England, Frankreich und Italien, gemeinsam tätig, um in dem vielgeplagten, national und religiös so zerrissenen alten Mazedonien eine leidliche Ordnung herzustellen, ohne die Souveränität des Sultans anzutasten. Denn nach den Erfahrungen der letzten dreißig Jahre denkt kein verständiger Politiker in Europa mehr daran, daß eine der Nationen auf der Balkanhalbinsel dazu berufen sein könnte, dort an Stelle der Türken die Hegemonie zu übernehmen, oder daß die nach ihrer Befreiung untereinander fortwährend hadernden und in Mazedonien einander mit Brand und Mord bekämpfenden Völker jemals eine freie Konföderation bilden könnten. Wie sollten Nationen von so verschiedner Abstammung, Sprache und Kultur, wie Griechen, Bulgaren, Serben und Albanesen, das jemals fertig bringen, nachdem die kirchliche Einheit, die die meisten von ihnen unter dem Patriarchat von Konstantinopel jahrhundertlang unter türkischer Herrschaft gebildet hatten, durch die „autokephalen“ Nationalkirchen aufgelöst worden ist. Heute ist die Aufrechterhaltung des türkischen Reichs in seinem geschmälerten Umfange auf Grund des Berliner Friedens von 1878 einschließlic der Oberhoheit des Sultans über Bulgarien, dessen etwaige ehrgeizige Bestrebungen weder in Wien noch in Petersburg Unterstützung fänden, ein europäisches Gesamtinteresse, denn nur so ist die „friedliche Durchdringung“, die pénétration pacifique, des immer noch gewaltigen Reichs, an der Deutschland einen so hervorragenden Anteil nimmt, überhaupt möglich. Dahin gehört auch die „Pazifikation“ Mazedoniens durch finanzielle und juridische Reformen unter der Gesamtaufsicht der Großmächte und durch europäische Beamte, aber unter der Autorität der Pforte, in deren Dienste der Chef der neuen mazedonischen Polizei, der italienische General de Giorgis, ebenso gut steht wie seinerzeit die deutschen Offiziere, die die türkische Armee so trefflich organisiert haben. Den in Frankreich, von der Revue des Deux Mondes, kürzlich geäußerten Verdacht, Italien möge den Ehrgeiz haben, in Mazedonien einen seiner Prinzen als Gouverneur einzusetzen, der schließlich das Oberhaupt einer Balkankonföderation werden könne, weist ein dortiges führendes Organ, die Nuova Antologia vom 15. August, mit aller Schärfe zurück; keine italienische

Regierung werde jemals dafür Zustimmung im Lande finden, kein Prinz des Hauses Savoyen werde ein so unglückliches Unternehmen (infausta impresa) unterstützen; Italien erstrebe auch dort weiter nichts, als im Einklang mit den andern Mächten vorzugehen, vor allem mit der ihm benachbarten und verbündeten Großmacht, mit Österreich.

Auf eine härtere Probe könnte das europäische Einvernehmen in Marokko gestellt werden, wenn nicht die Algecirasakte existierte. Freilich gefallen sich einige deutsche Blätter immer noch darin, zum Ruhm ihres Vaterlandes, in der Algecirasakte eine Niederlage Deutschlands zu sehen, eine grundlose, geradezu lächerliche Behauptung, die dadurch nicht richtiger wird, daß sie immer wiederholt wird. Beiläufig bemerkt: wenn zuweilen bitter geklagt wird, daß die deutsche Presse bei unsern Regierenden zu wenig Achtung fände, so mag sie doch erst dafür sorgen, daß wenigstens alle ihre größern Organe soviel Sachkenntnis, Nationalstolz und politischen Takt zeigen, wie sie der englischen und französischen Presse längst eigen sind, die solche Achtung genießt. Doch das nebenbei. Jetzt kann in Marokko keine europäische Macht auf eigene Hand vorgehn, sie muß sich bei jedem Schritt des Einverständnisses mit den übrigen beteiligten Mächten versichern. So hat Frankreich gehandelt, als es wegen der Ermordung von zehn französischen und italienischen Technikern und Arbeitern die Hafenstadt Casablanca zusammenschloß und besetzte. Allerdings, die Art des Vorgehens war, wie sich aus den neuesten Berichten ergibt, so unüberlegt und brutal, daß sie den Fanatismus der benachbarten Stämme erweckte, und daß sich die kleine französische Abteilung, die jetzt die Stadt hält, beständig heftigen Angriffen ausgesetzt sieht; ja schon ist ein neuer Sultan, Muley Hafid, proklamiert, der vielleicht den „heiligen Krieg“ gegen die Ungläubigen predigt, die Ausländer wollen Fez verlassen und fühlen sich auch in den Küstenstädten nicht mehr sicher, der Handel aber ist dort auf lange Zeit hinaus ruiniert, zum schweren Schaden auch der deutschen Kaufleute. Doch was dort auch sonst noch geschehn mag, Frankreich hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß es nichts weiter will, als mit Spanien zusammen nach der Algecirasakte in den Hafenstädten die Ordnung sichern, aber an Eroberung nicht denkt, kein zweites Alger aus Marokko zu machen beabsichtigt, was ja bei der Tapferkeit dieser stolzen, niemals unterworfenen Stämme ein ganz unabsehbares Unternehmen wäre, und das übrige Europa denkt ebensowenig daran, die Franzosen an der Erfüllung einer freiwillig übernommenen Aufgabe zu hindern; es läßt ihnen den Vortritt, und keine andre Macht hat bis jetzt auch nur Kriegsschiffe zum direkten Schutze ihrer Untertanen dorthin geschickt, selbst England nicht, das es doch von Gibraltar aus so nahe hätte. Das ist die Frucht der vielverspotteten Algecirasakte; ohne sie würde heute die Rivalität der beteiligten Mächte sofort hervorbrechen und wahrscheinlich den europäischen Frieden gefährden. Und doch ist es gerade auf diesem heißen Boden höchst bedeutsam, daß Europa dem islamitischen Fanatismus geschlossen gegenübertritt.

Was ein Kolonialkrieg zu bedeuten hat, das haben wir selbst in Südwestafrika erfahren. Leider ist es nicht ausgeschlossen, daß das Kriegsfeuer im Süden der Kolonie wieder aufflackert, da am 13. August Morenga, der schlaueste und gefährlichste Bandenführer der Hottentotten, dem die Kapregierung ein Asyl gewährt hatte, statt ihn an Deutschland auszuliefern, und ohne ihn auch nur gehörig zu überwachen, die deutsche Grenze mit einigen hundert Mann überschritten hat. Zum Glück stehen diesmal die Dinge für uns weit günstiger als 1904. Zunächst verfügen wir jetzt über etwa 6000 Mann schlagfertiger und landestündiger Truppen, die sich allmählich gegen Morenga zusammenziehen, und wenigstens über einen großen Teil der Eisenbahnlinie Lüderichsbucht—Keeetmanshoop als unentbehrliche Zufuhrstraße; sodann ist uns die Haltung der kapländischen wie der englischen Regierung jetzt freundlich, während vorher das Gegenteil der Fall war; sie sind bereit, mit

uns gegen den Bandenführer zusammenzuwirken, und so wird die treffliche kaptländische Grenzpolizei hoffentlich helfen, ihn möglichst rasch unschädlich zu machen. Sicherlich freilich stehen uns wieder Unannehmlichkeiten und Verluste aller Art bevor. Das eine Gute hat indessen doch die schlimme Sache: sie führt nachträglich den kurzfristigen Antrag des Zentrums, unsre südwestafrikanischen Truppen möglichst schnell auf 2500 Mann zu vermindern (aus Sparsamkeitsrückichten!), in der beschämendsten Weise ad absurdum und zeigt unwiderleglich, wie notwendig die Auflösung des Reichstags am 13. Dezember v. J. war. Mit dem alten Reichstage hätten wir Südafrika schimpflich verloren.

„Die Kolonialpolitik beherrscht zur Zeit die Welt“, so hat auf dem internationalen Sozialistenkongreß in Stuttgart sogar der holländische Delegierte van Kol bekannt, und er hat es den deutschen Sozialdemokraten zum herben Vorwurf gemacht, daß sie sich gar nicht um die Kolonialpolitik kümmerten, nichts davon verstünden, auf diesem Gebiete ihre Schuldigkeit nicht getan hätten, während nun wieder ihre angeblich schlaffe Haltung gegenüber dem „Militarismus“ die scharfe Kritik der französischen Antimilitaristen herausforderte. In Summa: die deutschen Sozialdemokraten erschienen den „Genossen“ aus den politisch älteren und reiferen Völkern als reaktionäre Utopisten und Dogmatiker, was sie sind, und sie bewährten auch diesmal ihren alten schimpflichen Ruhm, in einem Grade vaterlandslos und antinational zu sein wie in keinem andern Lande. Hat doch Bebel selbst offen geäußert, wenn er die Wahl habe zwischen der französischen Republik und der deutschen Monarchie, so werde er keinen Augenblick zweifelhaft sein. Und das ist die Monarchie, die für die handarbeitenden Klassen unendlich mehr getan hat als das parlamentarische England oder das republikanische Frankreich! Mit einer solchen Partei unter keinen Umständen politisch zu partieren, sollte jede nationale Partei für eine einfache Anstandspflicht halten. Leider hat aber der Sozialdemokrat von Bollmar Recht, wenn er in Stuttgart gesagt hat, in keinem Lande sei die Stimmung weniger chauvinistisch, d. h. in diesem Falle, der Nationalstolz geringer als in Deutschland. Immer wieder taucht in linksliberalen Blättern die Hoffnung auf, die deutsche Sozialdemokratie werde sich maußern, werde sich schließlich von ihren internationalen Utopien bekehren, den längst widerlegten Marxismus überwinden, sodaß sie sich einem „entschieden liberalen“ Block anschließen könne. Es gilt aber nicht, die Sozialdemokratie zu bekehren, sondern die deutschen Arbeiter von ihr allmählich loszulösen. Das allein ist ein würdiges Ziel, das andre ist ein Hirngespinnst. Fanatiker und Dogmatiker sind eben Vernunftgründen und Erfahrungen allezeit unzugänglich. Es ist deshalb töricht und unwürdig zugleich, um ihre Gunst zu werben. Dergleichen Versuche verstärken nur die Bedeutung und den Dünkel der Sozialdemokratie.

*

Ein vergessener „Bericht“ eines Augenzeugen über die Schlacht bei Jena. In allen Büchern und Schriften über die Schlacht bei Jena und, soweit sie mir zugänglich waren, auch in allen Zeitungsartikeln, die zur Erinnerung an den Tag erschienen sind, geschieht der kurzen Worte nicht Erwähnung, die ein Jenaer Student über seine Erlebnisse während des Schlachttages in einer spätern Erinnerung niedergeschrieben hat. Ich lasse den kurzen Bericht, der längst gedruckt vorliegt, hier im Wortlaut folgen: „Gegen Ende April 1806 trat ich ganz allein über den Thüringer Wald, alle meine Habseligkeiten in einem Ränzchen auf dem Rücken tragend, die Reise zu Fuß, meist noch in tiefem Schnee, nach Jena an. Hier aber ging mir nun eine ganz neue Welt auf. (Folgen Mitteilungen über Professoren und gehörte Vorlesungen.) Die Schlacht bei Jena unterbrach meine Studien schon nach dem ersten Semester. Sie kostete mir fast selbst das Leben,

indem beim ersten Straßengefecht, dem ich neugierig von meinem Fenster aus zu sehen wollte, mir eine Flintenkugel kaum eine Spanne weit am Kopf vorbeisaupte und in die vorstehende Wand des Nachbarhauses einschlug. Nach einer lustigen, ganz in studentischer Weise zurückgelegten Reise mit fünfzehn Kommilitonen in die Heimat, wo ich mehrere Wochen verweilte, kehrte ich im November nach Jena zurück." Das ist alles. Trotz der nur beiläufigen Erwähnung der Schlacht ist die Erzählung von Interesse. Sicher schon des Schreibers wegen. Denn der so neugierig aus dem Fenster der Studentenbude dem Straßenkampf zusah, wie irgendeinem gleichgiltigen Gassenvorkommnis, der von der verirrten Flintenkugel so erschreckt wurde, der kurz nach der Schlacht trotz der argen Nöte der Zeit auf der fröhlichen Heimreise sich erlustigte, das war kein geringerer als der einst verehrte und geschätzte Königsberger Professor der Geschichte Johannes Voigt. Voigt war 1786 in einem Dorfe bei Meiningen geboren, die Königsberger Professur erhielt er 1817 und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode 1863. Seine wissenschaftlichen Arbeiten, es sind zahlreiche Bände, galten der Geschichte der neuen Heimat, er wurde der eigentliche Historiker des Deutschen Ordens. Heute sind diese Bücher wohl nur noch dem Fachmann, der auf demselben Gebiet arbeitet, bekannt. Nach seinem Beruf und nach seinen Büchern kann an der vaterländischen Gesinnung des Mannes gar nicht gezweifelt werden. Als er in hohen Jahren den Abriß seines Lebens niederschrieb (er erschien 1861 als Vorwort zu dem heute noch lesenswerten Buche: Blicke in das kunst- und gewerbreiche Leben der Stadt Nürnberg im sechzehnten Jahrhundert), schildert er sein Verhalten am Schlachttage wahrheitsgetreu und unbefangen, er fand daran nichts zu tadeln. In dem damals zwanzigjährigen Jüngling von nicht gewöhnlicher Begabung steckte Tüchtiges, und doch erkannte er die gefährliche Lage des ganzen Vaterlandes nicht und nahm nicht einmal im Greisenalter Anlaß, den Irrtum der Jugend zu erklären. Voigt war Thüringer, da mochte er wohl in der Schlacht von Jena nur die Niederlage des preussischen Heeres sehen, die weitem Folgen des unglücklichen Tages entzogen sich seinem Verständnis. Als kleines, aber sicher nicht erfreuliches Stimmungsbild erscheint mir der kurze Bericht der Mitteilung wert.

J. S.



Odol